

18]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Langsam, angestrengt, schnaufend schleppte sich der gemischte Zug durch die Nacht. Er kroch förmlich von Station zu Station und machte den Eindruck, als käme er nicht vom Fleck oder müßte jeden Augenblick stehen bleiben. Obwohl man glauben mußte, daß eine Lokomotive vorgepannt war, schien es doch, als wären es ein Paar Ochsen. Schließlich erreichte er irgendeine kleine, in Dunkel getauchte Station, und es begann ein verzweifelter Aufenthalt. Man schob die Waggon hin und her, koppelte sie ab, koppelte wieder an, schob die unseligen Passagiere vorwärts, rückwärts, rangierte, stieß, schüttelte, knarrte, ließ Dampf ausströmen, klingelte und pfiß. Endlich bewegte sich der Zug weiter in die dunkle Nacht, ganz langsam, Schritt für Schritt, bis zur nächsten Haltestelle.

Der Genosse Marek konnte nicht schlafen und wand sich vor Langeweile. Er sah durchs Fenster hinaus und zählte die Sterne, rauchte eine Zigarette nach der andern, wälzte sich auf der harten Bank von einer Seite auf die andere, unterhielt sich mit zwei Juden, die im Coupé saßen, versuchte zu schlafen und bildete sich ein, einzuschlafen, obwohl er wußte, daß es nicht möglich war. Er hatte nichts, womit er dieses große Loch der Zeit hätte stopfen können. Er hatte nichts, woran er denken konnte. Er war übermüdet. Vor nicht langer Zeit war es ihm durch einen Glückszufall gelungen, aus dem Gefängnis zu entkommen, oder vielmehr, er wurde durch ein Wunder aus dem Gefängnis entführt, wo er seit langen Monaten ruhig auf den Tod gewartet hatte. Dies war vor einigen Wochen geschehen, und jetzt noch konnte er sich in seinem neuen Leben nicht zurechtfinden.

Er wußte sich ja freuen, als sei er wiedergeboren worden! So freute er sich auch, aber nur er allein wußte, wie diese Freude beschaffen war. Er war den Freunden, die ihn gerettet hatten, dankbar. Aber auch diese Dankbarkeit sah in ihrem Wesen dem Haß verflucht ähnlich. Ihm schien, als wäre ihm bitteres Unrecht widerfahren, als hätte sich ein sehr braver, sehr vertrauter, prachtvoller Mensch brutal in seine intimsten Angelegenheiten eingedrängt und sich so mit seinen guten Absichten eingedrängt und sich so mit seinen guten Absichten zwischen ihn und etwas sehr Wichtiges, Unausprechliches gestellt, das einen Teil seines schrecklichen Antlitzes bereits vor ihm enthüllt hatte. Man hatte ihm alles und für immer verdorben. Er fühlte sich schlecht.

Hätte man jetzt die Tür zu seiner Zelle wieder geöffnet und ihm gesagt: Mehr zurück, — es bleibe, wie es war, es geschehe, was geschehen soll, — so würde er sich mit Widerwillen abgewandt haben. Doch zur Freiheit, zum Leben zurückgekehrt, wußte er nichts damit anzufangen. Er gehörte nicht her und gehörte nicht hin. Er stand wie auf der Schwelle.

Schon wenige Tage nach seiner Befreiung verschwand die erste eingebildete Freude, und es überfielen ihn Gedanken, die rein unbegreiflich waren. Das konnte man immerhin noch als Nervosität bezeichnen. Man gab ihm Pulver, empfahl ihm, sich ins Ausland außer Gefahr zu begeben und auszuruhen. Die Pulver nahm er, aber gegen die Reise wehrte er sich mit allen Kräften. Allmählich nahm er wahr, daß er aus dem Gefängnis eine gewisse befestigte Art zu denken mitgenommen hatte, eine seelische Verfassung, welche ihm im Leben alles vergiftete; während er dort eingekerkelt und in Erwartung der bekannten Lösung sich durchaus an seinem Plakate gefühlt hatte.

Er schämte sich dieser Reim und verbarg sie. Er verstand sich selbst nicht. Er konnte nicht erfassen, worauf es da eigentlich ankam. Er wollte leben und konnte nicht. Er sehnte sich nach etwas. Er wartete auf etwas und konnte es nirgends in der Welt finden. Die ganze Wirklichkeit war verändert. Er wunderte sich über die einfachsten Dinge. Aus allem gähnte ihn Langeweile an. Es war alles klein geworden, unnützlich. Und er selbst vermochte nichts richtig zu wollen, weder in persönlichen noch in allgemeinen Dingen. Es gab eine Frau, die er sehr liebte, und die Liebe zu ihr

hatte ihn auch im Gefängnis erfüllt und trunken gemacht. Diese Frau war zurzeit weit fort, aber er wußte, daß sie jeden Augenblick bei ihm eintreffen konnte. Er wartete darauf wie ein Verurteilter. Die Geliebte war, wie immer, schön und lieb und ganz ihm hingegeben, doch in ihm war das Unterste zu oberst gekehrt. Wie sollte er leben? „Es gehört Zeit dazu, die Zeit wird es schaffen“ wiederholte er sich ständig und wollte daran glauben.

Als er sich keinen Rat mehr wußte, gab er seine Muße auf und ging wieder an seine alte Arbeit. Doch wie seltsam hatte sich in seinem Bewußtsein auch diese bekannte, geliebte Tätigkeit verändert! Auch sie, wie alles andere! Doch er dachte: ich werde dabei schon warm werden! Und halb unbewußt sprach etwas in ihm, daß gerade bei der Arbeit gewisse Umstände wiederkehren und dadurch sich vielleicht rascher die seltsamen Mißverständnisse dieses neuen wunderlichen Lebens lösen würden. Er tat dies, tat jenes, jetzt reiste er, wohin er sollte. Auf dem Gepäckbrett standen seine beiden schweren Koffer.

Im Coupé war es drückend heiß. Das gelbe, trübe Licht der Lampe und das ununterbrochene Geschwätz der Mitreisenden reizte ihn. Sein Kopf war aufs äußerste erschöpft. Jetzt wollte er überhaupt nichts mehr. Alles war ihm gleichgültig, — dennoch konnte er sich von den automatisch arbeitenden Gedanken nicht losreißen: sie liefen wie eine losgelassene Maschine ihr eigenes Tempo und ließen sich nicht bändigen, als hätte er alle Herrschaft über sie verloren. Es war, als würde sich ein Fremder über ihn auseinandersetzen, seine Vergangenheit durchwühlen und seine Zukunft erfragen, sich wundern, höhnen und über gewisse Erscheinungen bedeutungsvoll den Kopf schütteln. Er glied einem Arzt, der mit seinem Patienten unzufrieden ist. Der Arzt verdüstert sich, untersucht, horcht, tastet, erwägt verschiedene unbedeutende Kleinigkeiten, klassifiziert sie und ist unzufrieden. Der Kranke wartet gleichgültig. Er weiß etwas, wovon der Arzt nicht einmal eine Ahnung hat. Er macht sich innerlich über den Arzt lustig. Er erwartet nichts von dem Arzt. Der Kranke weiß alles, aber er leidet.

Er hatte einen jener Träume, die ganz sinnlos sind und im Gedächtnis weder einen Begriff noch ein Bild zurücklassen. Man erinnert sich an nichts, weiß jedoch, daß sich etwas sehr Wichtiges zugetragen hat, daß im Schlafe eben das sich gezeigt, wonach die Seele so lange Zeit vergebens sich abgemüht hatte. Endlich ist das geheimnisvolle Wort ausgesprochen worden, das die Tore des Unbegreiflichen öffnet. Der erwachte Mensch jagt danach mit seiner Erinnerung, arbeitet, versucht zu erraten, verfolgt die Spur der entschwindenden, formlosen Bilder, von denen nur ein trüber Schein zurückgeblieben ist . . .

Marek erwachte und griff nach dem verflüchtigten Traum.

„Wie war das? — Was war es eigentlich?“

Er griff hitzig und blindlings zu, wie man im Dunkeln nach einer lästigen, summenden Mücke greift. In der Faust bleibt nichts, und die Mücke summt, droht und ist irgendwo da.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber es war schon Tag. Marek hing mit dem halben Körper im Fenster und atmete erleichtert die frische, feuchte Luft ein. Er sah in die Welt hinaus. Der Zug schob sich langsam durch den Wald, an der dichten Wand der Tannen vorbei, deren Stämme rot und deren Zweige noch dunkel waren.

In der Tiefe des Waldes war es schwarz.

Das Auge durchdrang die geheimnisvoll dämmerigen Räume zwischen den Stämmen. Die Nacht webte dort noch still, etwas veränderte sich und verschwand. Der Wald lockte und gab vor, alles zu wissen — schon lange alles zu wissen. Richtigungen öffneten sich, kleine feuchte Wiesen, auf denen sich die Nebel tief und breit ausdehnender Strecken dichten Heidekrauts zogen sich hin, naß und beschwert vom Tau.

Der Wald hörte auf, und das Auge blickte weit ins Freie. Felder, Wiesen liefen unendlich hin. Am niedrigen Horizont zog ein Wolkenstreifen dahin; dunkel, dämmerig war seine Farbe auf dem grauen Himmel. Er schlofen noch ihren letzten kurzen Schlaf die in der Abend zersireuten

menschlichen Anstrebungen. Es war alles gewöhnlich. Ganz gewöhnlich.

Langsam schoben sich die Telegraphenstangen vorbei, eine nach der anderen, liefen hinunter, liefen hinauf, verschwanden eine Weile, kehrten wieder. Kleine Hügel mit verkrüppelten Fichten und kleine Tälchen dazwischen. Der Zug grub sich in einen tiefen Einschnitt ein und lief dicht unter der sandigen Wand hin. Mächtige Steine ragten aus ihr heraus; sie waren vor vielen tausend Jahren aus der Ferne hierher gewandert. Tausend Jahre überschüttete sie der Sand, begrub sie Tag um Tag, immer tiefer, das keinen Augenblick rastende tätige Leben der Erde. Bis der Mensch sie aus ihrem jahrhundertalten Grab herausholte und ihre Nützlichkeit wieder preisgab. Die Massen arbeiteten und vollzogen geduldig wie Naturkräfte die Arbeiten der Jahrhunderte. Hunger und Sklaverei trieben sie zu dieser Grabarbeit. Das unmenschliche Recht der Menschen rief sie aus den entferntesten Gegenden zusammen und versammelte sie in diese Ebene mit der gleichen Kraft, mit der die Naturkräfte die großen Steine hierhergewälzt hatten. Schon hat die Erde längst die Gebeine der namenlosen toten Arbeiter zugeschüttet, so wie sie einst alle ihre großen Arbeiten verschlingen wird.

Was wird überdauern? Was wird bleiben?

Und wozu? Wozu?

Ermattend wie ein Sähen trat dieser alte, immer wiederkehrende vergiftende Gedanke auf. Er quälte bei Tag und bei Nacht und schob sich zwischen ihn und alles, was immer das Auge erblickte, was immer das Herz ergriff.

Man hatte ihn von dem Quell der Weisheit entfernt, hatte ihm — dem Schatten — befohlen, sich wieder in das menschliche Ameisengerieße unter ihre kleinen Angelegenheiten, zu begeben. Das Leben verurteilte ihn zu einem ewigen, blinden Irren. Doch bald wird diese Ewigkeit ein Ende nehmen . . .

(Fortsetzung folgt.)

8) An die Scholle gebunden.

Von Gustaf Janson.

Eurtig wandte sich das Mädchen um und musterte ihn von oben bis unten. Ohne daß er's wußte, hatte der Ton eine Saite in ihrem Herzen berührt.

„So“ — sagte sie fast freundlich und blickte ihn mit dem einen Auge mitleidig an. Auf der Insel war man es nicht gewohnt, der Eltern in Liebe undummer zu gedenken, denn jeder hatte vollauf mit sich selbst zu tun.

„Sie ist tot,“ fügte er kurz hinzu.

„Ja — in seinem Alter — so . . .“

Sie vollendete nicht den Satz, sondern wandte ihm den Rücken zu und fuhr fort zu melken.

„Ist Karin hier daheim?“

„Ne.“

„Dachte mir's.“

Wehe wurde an dem Abend nicht gesprochen, und er ging mit kurzem Kopfnicken, das unerwidert blieb.

Bald darauf stand Hans Mortensson im Laden, den der Kaufmann noch nicht geschlossen hatte.

„Bolén hat 'ne tüchtige Magd,“ warf er beiläufig hin, nachdem sie einige Worte gewechselt hatten.

„O, ja, aber sie ist melliich gefinnt.“

Hans Mortensson pfiiff verächtlich.

„Und lange werden wir sie wohl nicht behalten.“

„Weshalb denn nicht?“

„Sie geht mit 'nem Burschen von dort unten,“ dabei deutete er mit dem Daumen nach Süden.

„Wie heißt der Kerl?“ fragte Hans mit unnatürlicher Ruhe.

„Keller, glaub ich.“

Abwechselnd auf den Fußspitzen und Hacken balancierend, wiegte sich Hans Mortensson hin und her.

„Hol's der Teufel!“ brach er nach einer Weile aus und spie seitwärts.

Befremdet blickte der Kaufmann ihn an, da er aber nicht ahnte, was jener wollte und ob er etwas mit seinen Fragen bezwecke, gab er sich zufrieden.

„Ja, so steht's damit,“ sagte er und zog die Kassenschublade heraus um nachzurechnen.

Indessen wiegte sich Hans Mortensson auf den Abfüßen.

„Wir werden's ja seh'n,“ sagte er endlich und verließ den Laden mit kurzem Gruß.

Am folgenden Morgen machte er einen Absteher nach dem südlichen Teil der Insel, und am selben Abend erzählte man sich im Kaufmannsladen, daß der Knecht Per Keller von einem Manne, der ihn draußen auf dem Ager aufgejucht habe, übel zugerichtet

worden sei. Neben das Ereignis wurde viel hin und her geschwätzt, einige übertrieben, andere milderten das Gerücht, und schließlich meinte man, annehmen zu müssen, daß der Ueberfallene auf dem Totenbett liege, wobei man es beenden ließ und wartete, was für Nachrichten der nächste Tag bringen werde.

Zu der gewöhnlichen Stunde fand sich Hans Mortensson im Kaufmannsladen ein und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Sobald er hörte, wovon die Rede war, fiel er ein:

„Ist das etwa der Kerl, den ich durchgeblaut habe?“

Der Kaufmann durchschaute den Zusammenhang und maß Hans mit prüfendem Blick.

„Bewahre mich, hat Mortensson . . .“

„Ist's der, so hat's keine Not . . . ein bis zwei Tage im Bett . . .“

„Um's Himmels willen, Mortensson fängt doch keine Schlägereien an?“

„Ne, wenn ich's vermeiden kann.“

Bolén schielte mißtrauisch nach ihm hin und benutzte schnell die Gelegenheit, als Hans sich umwandte, seine Kasse in Sicherheit zu bringen, wozu er, einigermassen beruhigt, die unterbrochene Unterredung fortsetzte, nachdem er sicherheitsshalber die Klappe des Ladentisches heruntergelassen hatte.

„Ist wohl nicht's erstemal, daß Mortensson einen durchprügelt?“ begann Bolén, als halte er Verhör.

„Ne, vor'm halben Jahr war's letztemal.“

„Na—a?“ forschte Bolén, der sich einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren konnte. Die phlegmatische Ruhe des Mannes behagte ihm durchaus nicht.

„Der geht seitdem mit Krüden,“ erklärte Hans, ohne eine Miene zu verziehen.

Jetzt hatte Bolén genug gehört, und da er nicht weiter fragte, schwieg auch Hans. Nach einer Weile erhob der sich, deutete mit einer Handbewegung nach der Mühle einen Gruß an und verließ den Laden. Gleich darauf stand er in der offenen Stalltür.

„Guten Abend!“ grüßte er vergnügt.

Karin nickte, ohne sich umzuwenden. Da sich Hans heute spät einfand, war das Melken bereits besorgt. Sie erhob sich vom Schemel, ergriff die Eimer und schickte sich zum Gehen an. Voller Bewunderung folgte Hans mit leuchtenden Augen ihren Bewegungen. Als sie an ihm vorüberging und ihm den breiten Rücken zukehrte, konnte er sich nicht enthalten, ihr einen freundschaftlichen und kräftigen Schlag auf den Hinteren zu versetzen.

„Blühmädel!“ rief er entzückt aus.

„Schöne Er sich, Löpel!“ schnaubte ihn Karin mit vor Born sprühenden Augen an.

Hans Mortensson brach in herzliches Lachen aus. Er merkte wohl, daß er zu derb gewesen war, vermochte es aber um alles in der Welt nicht zu bereuen, sondern setzte selig hinzu:

„Brachtdirnel!“

Karins Miene härte sich plötzlich auf. Es war unmöglich, in seinem Gebaren aufrichtige Bewunderung und wirkliche Verehrung zu verkennen. Es war eine Sublimierung eines verliebten Mannes, e i n Weib vor allen anderen auszuzeichnen. Dunkle Röte bedeckte ihre gebräunten Wangen, als sie sich dessen bewußt ward und ungeduldig auf die Fortsetzung wartete. Da diese aber ausblieb, warf sie gekränkt den Kopf zurück und verließ ihn. Aber hinter ihr erscholl Hans Mortenssons zufriedenes Lachen. Es war ihm eine unendliche Erleichterung, seinem innersten Herzen Luft gemacht zu haben.

Am folgenden Tage durchstreifte er die zu Hagen gehörigen Felder. Vorzugsweise hielt er sich auf einem steinigem Abhang auf, von dem sich eine herrliche Aussicht über das Meer bot. Er kletterte unter den Felsen umher, maß ein nahezu rechtwinkeliges Gebiet ab und schrieb einige Zahlen in einen schmutzigen Taschenkalendar. Nachdem er einige Stunden auf diese Weise verbracht hatte, nickte er befriedigt und ging seines Weges.

So kam der erste Sonntag nach seiner Rückkehr. Aus einer unter seinen Habseligkeiten befindlichen Kiste langte er seine Sonntagskleider, und festlich gepuht machte er nicht geringes Aufsehen. Nachdem er sich in seiner Eleganz einige Zeit in der Nähe des Kaufmannsladens umhergetrieben hatte, schlug er den Weg zu seinem Elternhause ein. Eine Weile blieb er unten an der Landstraße stehen und starrte zu den Fenstern hinauf, ging aber dann entschlossen auf das Haus zu.

Der jetzige Eigentümer, der nun wußte, wer der Fremde war, trat ihm in der Tür entgegen.

Hans Mortensson grüßte und fragte, wie es ihm gehe. Darauf teilte er ihm mit, daß er hier geboren sei.

Das wußte der Mann bereits. So standen die beiden Männer stumm einander gegenüber, ein jeder erwartend, daß der andere das Schweigen unterbreche. Ein paar mal öffnete Hans Mortensson den Mund, als wolle er etwas sagen, schwieg aber. Endlich begann er:

„Wieviel hat er für's Gehöft bezahlt?“

Als die Summe genannt war, blinzelte er mit den Augen und versank in Nachdenken. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Will er vielleicht verkaufen?“

„Denk' nicht dran! Wie kommt er drauf?“

Hans hatte nichts anderes erwartet und zeigte sich daher weder überrascht noch verlegen, lächelte nur aufmunternd und sagte:

„Wenn's aber doch dazu käme, wie hoch würde der Preis sein?“

„So lange ich lebe, wird nicht verkauft, nun weiß er's.“

Mit sanftem wohlwollenden Lächeln entgegenete Hans:
 „Sag' er's für alle Fälle!“
 Der Besitzer gab eine bedeutend höhere Summe an.
 Fast schien es, als freute sich Hans Mortensson des hohen Kaufpreises. „Recht so!“ rief er vergnügt, „das Schöft ist sein Geld wert!“

Mißtrauisch kniff der Bauer die Augen zusammen und musterte den Mann vor sich.

Der nickte ihm freundlich zu und fragte, ob er Stall und Scheune sehen dürfe. Dagegen hatte der Besitzer nichts einzuwenden, er selbst begleitete ihn und wies sein Eigentum vor. Wie früher stöberte Hans in allen Winkeln umher, verglich und rechnete. Nachdem er alles gründlich beesehen, fragte er beiläufig:

„Wie alt ist er?“

„Fünzig Jahre.“

„Er sieht älter aus.“

Wiederum trat eine Pause ein. Schließlich räusperte sich Hans Mortensson:

„Will er mal verkaufen, komm' er zu mir!“ Dabei schlug er mit der Hand auf seine Brusttasche.

„Daraus wird nichts, hab' ich schon mal gesagt!“

„Ueberleg' er's sich, wenn die Zeit kommt!“

(Fortsetzung folgt.)

Blumen des Südens.

Die gewaltigen Berge blühender Blumenmengen, die zurzeit in der Blumenmarkthalle feilgeboten werden, wie auch der Reichtum in den Auslagen der Blumenhandlungen stammen nur zum geringsten Teile aus den Kulturstätten einheimischer Züchter. Das meiste davon ist unter dem ewig blauen Himmel des Südens, an den Gestaden des Mitteländischen Meeres erblickt. In besonderen Blumenelzügen und in einzelnen Postfrachtküsten wurde all' die Herrlichkeit von dort eingeführt. Vor etwa drei Jahrzehnten wurden die ersten schüchternen Versuche mit dieser Blumeneinfuhr unternommen, die sich zunächst auch nur langsam entwickeln konnte, dann aber einen plötzlichen Aufschwung nahm. Jetzt kommen alljährlich rund 70 000 Doppelzentner Blumen und Laubzweige nach Deutschland, und davon stammt weit über die Hälfte von der Riviera. Die ersten Blumen, die vor rund 30 Jahren von dort zu uns kamen, waren Rosen, ganz kurz geschnitten und in kleinen Kistchen verpackt. Die Reisedauer betrug damals noch eilf Tage mehr als heute, und da Blumen beim Transport recht empfindlich sind, war ihr Zustand bei der Ankunft recht erbarmungswürdig. So blieb es lange Zeit, bis der Versand derart organisiert werden konnte, daß die Blumen durchschnittlich nur zwei Tage reisen. So ist es denn jetzt eine Seltenheit, daß in normalen Zeiten die Blumen verdorben ankommen. Nur in Ausnahmefällen, wenn plötzlich ein starker Witterungsumschlag eintritt oder bei Verkehrsstörungen, gibt es großen Ausfall, da sind dann oft die ganzen Sendungen erkoren oder verkauft.

Je günstiger die Versandbedingungen für die Blumen wurden, um so größer wurden auch die Anlagen, in denen die Blumen an der Riviera besonders herangezogen werden. Aber nicht nur das, auch die Sortenanzahl der zum Versand gelangenden Blumen wurde stärker. Zu den Rosen gesellten sich Veilchen, Margareten, Levkojen und Reseden. Nelken, Kamelien, Ranunkeln, Anemonen und vieles andere folgte. Jetzt werden selbst Wiebelblumen, wie Narzissen, Schneeglöckchen und dergleichen ausgeführt. Dazu treten von Bäumen und Sträuchern abgeschnittene Blütenzweige, die teilweise künstlich zur Öffnung ihrer Blüten gezwungen werden.

Zunächst wurden die Blumen nur von Pflanzern des freien Landes geschnitten und die ganzen Kulturstätten waren Kleinbetriebe. Heute bedient man sich an der Riviera in ausgedehntem Maße allerlei technischer Hilfsmittel, darunter künstlicher Wärme in großen Gewächshausanlagen nicht die geringste Rolle spielt. Und neben den an Zahl bedeutend zugenommenen Kleinbetrieben bestehen jetzt eine Menge umfangreicher Großbetriebe, die durchaus auf kapitalistischer Grundlage aufgebaut sind.

Daß die Blumen an der Riviera wild wachsen und in der Erzeugung gewissermaßen nichts kosten, ist eine irrtümliche Anschauung. Im Gegenteil verurteilt die Anzucht nicht unerhebliche Kosten. Die Gärten ziehen sich an den Abhängen des Küstengebirges hin. Ebene Flächen sind im Zusammenhang selten, durch Terrassenbauten mußten solche geschaffen werden. Brunnen und Bewässerungseinrichtungen waren anzulegen. Gute Erde und Dünger galt es zu beschaffen. Die Transportkosten dafür sind nicht unerheblich, da Fuhrwerk gar nicht oder doch nur schlecht auf den schmalen Bergpfaden verkehren kann. Die besonderen Kultureinrichtungen, wie Gewächshäuser und dergleichen, bedingen größere Ausgaben. Die Pflanzen müssen das ganze Jahr hindurch sorgfältig gepflegt werden. Dazu kommt, daß den Kulturen manche Feinde entgegenstehen. Gerade mit Ausdehnung der Großkulturen und Anlage der im allgemeinen ja rationeller arbeitenden Spezialkulturen erhielten die tierischen wie auch pflanzlichen Schädlinge eine größere Macht. Manchmal wird das Ergebnis all' der Mühen durch einen trodenen, tagelang andauernden Wind in Frage gestellt, der alle Kulturbete ausdörrt. Auch plötzlich einsetzende Fröste sind den Kulturen schon manchmal zum Verhängnis geworden. Wenn nun trotz all' dieser Produktions-

unkosten, wozu noch die Spesen des Versandes und des Handels kommen, sich die Blumen bei uns zu Lande billiger stellen als jene, die in unseren Gewächshäusern erblickten, so ist dies einzig auf das Konto der günstigen klimatischen Verhältnisse an der Riviera zu setzen, Verhältnisse, denen wir in Deutschland selbst mit dem größten Aufwand künstlicher Wärme kein Gegengewicht gegenüberstellen können.

Werden die Blumen an der Riviera meist auf Kulturbeten gepflegt, so werden die meisten Laub- und Blätterarten, die von dort nach hier eingeführt werden, zumeist in den geräumigen Gärten alter Familienhäuser oder auch in den Wäldern geschnitten. Nur einiges davon wird besonders herangezogen. Die Unkosten für dieses Material sind darum noch geringer als bei den Blumen.

Der vorwiegende Kleinbetrieb bei den Blumentulturstätten begünstigte die Entwicklung eines besonderen Handelsstandes, dem die Vermittlung zwischen dem Züchter an der Riviera und dem Abnehmer in Deutschland (und natürlich auch in anderen Ländern) obliegt. In verschiedenen Städten an der Riviera wird alljährlich während der etwa vom Oktober bis in den Mai hinein dauernden Saison regelrecht Markt abgehalten, der in frühester Stunde einsetzt. Mit Wagen und in Traglasten bringen die Züchter, es sind meistens Bauern, ihre Produkte zum Markt. Hier läuft der Kommissionär diese auf und versorgt dann damit seine Kundschaft im Auslande. Dieser Handel wird vielfach von Deutschen ausgeübt. Die Großbetriebe, meistens von Gärtnern, darunter wieder viele Deutsche, geleitet, haben sich größtenteils selbst Abnehmer im Auslande gesichert.

Die nach Deutschland reisenden Blumen finden nur in der Minderzahl direkte Aufnahme im Blumengeschäft. Zumeist passieren sie auch hier noch den Zwischenhandel. Außer nach Deutschland gehen von der Riviera auch noch nach der Schweiz, nach Oesterreich, nach Skandinavien und nach England nicht unbedeutende Blumenmengen. Der Blumenverbrauch an den Kulturstätten selbst ist im allgemeinen gering: nur zur Zeit der Blumenmesse braucht man auch dort größere Mengen, meist aber der geringeren Qualitäten. Doch befinden sich neben den geschilderten Blumentulturanlagen auch noch weitere Gärten, in denen Blumen herangezogen werden, die ausschließlich im Lande verbleiben; diese Blumen dienen der Parfümeriegewinnung.

Germ. Kraft.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen (Verlag Robert Lutz, Stuttgart. 2 Bände). Der Verfasser hat sich vor zwei Jahren bekannt gemacht durch ein Buch Ergebnisse in der Fremdenlegation, von dem bis jetzt sechzehn Auflagen erschienen sind. Mühte man mancherlei Schilderungen von überstandenen Abenteuern und romantischem Heldentum anzusehen — eins zeigte sich doch: ein unwürdiges Darstellungstalent. Rosen ist ein echtes „Münchener Kind“. Als Gymnasiast war er ein wahrer „Lausbub“ — von jener Sorte, die Ludwig Thoma so köstlich humorvoll gezeichnet hat. Weil er nirgends gut tat, mußte er über'n „großen Teich“. Da hat er denn als Farmer, Apotheker, Arbeiter, Fischpöcker, Tramp, Professor, Reporter sich durchgeschlagen und schließlich als nordamerikanischer Soldat den Krieg auf Kuba mitgemacht. Von ihm handelt der zweite Teil — charmant, abwechselnd, aufregend, wie's trifft. Dem Inhalt des ersten Bandes genügt aber ein Allgemeininteresse. In dem Wort „Lausbub“, das man in München am vertraulichsten, weil sowohl von seiner verächtlichen wie „aufgetragten“ Seite handhabt, liegt ja schon das Leitmotiv. Einer, dem's weder an Wagemut, noch an „Hamur“ gebricht, demonstriert an eigenen Erleben, wie man, um ein wirklicher Amerikaner zu werden, erst sich neunundneunzigmal häuten muß. Bei den wenigsten verläuft die Prozedur schmerzlos. So manch einer läßt Haut und Haar — schließlich auch die zermürbten Knochen dabei. Das persönliche Erlebnis hat immer nur etwas Individuelles — jeden trifft's anders. Und jeder erzählt es anders. Eine gute Dosis Donquixoterie und Maulheldentum läuft dabei unter. Vollends vor einem honorigen humoristischen Lausbuben wird man auf der Hut sein müssen. Humoristen sind Viertels-Poeten und Dreiviertels-Wollenfutudschheimer.

Sehen wir also lieber hin auf das, was von Land und Leuten gesagt wird. Da kann man dem Verfasser eine geschärfte Beobachtungsgabe zugestehen. Nur, die tieferen Zusammenhänge soziologisch und ökonomisch zu denken, wie das Hollischer tut — das kann Erwin Rosen nicht. Er rechnet einfach mit dem Gewordenen — und nichts als blanke Tatsachen schildert er so, wie sie ihm im brutalen Zusammenprall erkaeinen. Das ist freilich wenig und kostet bloß eine Portion raffinierte Reporterergabe, um die Eindrücke sektionsweise aufmarschieren zu lassen und sie dann einzeln nacheinander mit verblüffendem Knalleffekt abzufeuern. So kommt es aber, daß wir in Rosens Buch eigentlich nichts Neues über Amerika erfahren. Daß dieses das Land des rücksichtslosen Selbstgenusses und des Bluffs sei; daß Frömmerei und Geschäft sich decken; daß der kluge Amerikaner die Tendenz habe, immer äußerlich den Gentleman zu zeigen; daß die Tramps in drei Kategorien: die arbeitssuchenden, die ausgemergelten,

verkommenen und die einer abenteuernden Romantik frönden zerfallen: — dies und anderes ist ziemlich bekannt. Immerhin — Rosen erzählt flott. Und so viel läßt sich für jeden Einwanderer lernen: Geld, das jemand mitbringt, ist so wertlos für ihn wie altes Papier. Es hindert ihn nur im Lebenskampf. Denn je schneller er vor das Problem gestellt wird, entweder zu hungern oder wenn er das nicht will, jede sich anbietende Arbeitsgelegenheit zu ergreifen, desto rascher lernt er die Verhältnisse kennen. Das Trainieren wilder Pferde dort, was ist es anders als symbolisch für die amerikanische Lebenserziehung? Fröh Vogel — oder stirb! Wer diese Weisheit rasch lapiert, wird oben bleiben, vielleicht auch, wenn er gründlich auf alle Moralgesetze pfeift, Rammon erwerben — zum Gaudium lachender Erben, die in Deutschland sitzen geblieben sind. Alles Sonstige ist — purer Schwindel. e. k.

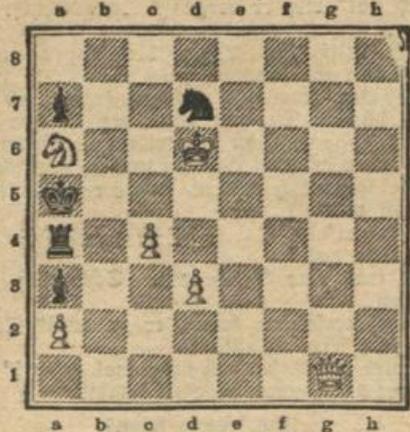
Hygienisches.

Die Eigenart des Grahambrots. Der Name Graham, der allerdings ziemlich häufig ist und mehrere berühmte Träger gehabt hat, wird jetzt überall am meisten in Verbindung mit dem Grahambrot genannt, das erst infolge der hygienischen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte in weiten Kreisen in Aufnahme gekommen ist. Von den Leuten, die sich seiner gewohnheitsmäßig bedienen, werden die wenigsten wissen, woher dies Erzeugnis seinen Namen hat, das schon auf ein Alter von fast einem Jahrhundert zurückblickt. Schweizer Graham war ein Mann, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts als Mäßigkeitsapostel einen großen Ruf erworben hatte. Er wollte den Alkoholismus durch Ernährungsvorschriften an der Wurzel fassen. Besonderes Gewicht legte er dabei auf die völlige Enthaltbarkeit von Fleisch, so daß er gleichzeitig als einer der tatkräftigsten Vorfechter des Vegetarismus zu betrachten ist. Da Graham aber einsah, daß anstatt des Fleisches eine besonders kräftige Pflanzennahrung geboten werden mußte, so empfahl er die Ernährung durch ein Brot, das aus ungeteuletem Weizenmehl hergestellt werden sollte. Nach ihm wurde infolgedessen ein solches Mehl als Grahammehl und das daraus gebadene Brot als Grahambrot bezeichnet. Es ist ein Beweis für den erstaunlichen Einfluß dieses Mannes, daß die von ihm in Vorschlag gebrachte Brotart noch heute eine so hohe Bedeutung in der Nahrungsmittelindustrie besitzt. Er hatte eingesehen, daß der Weizen den ihm zugewiesenen höchsten Rang unter den Getreiden zu Recht innehat. Der Reis erträgt zwar eine noch viel größere Zahl von Menschen fast ausschließlich, ist dem Weizen aber in der Zusammensetzung nicht überlegen. Graham war aber mit der Verarbeitung des Weizenforns unzufrieden, und das um so mehr, als das Weizenmehl in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Verwendungen immer mehr die Beliebtheit der Völker in den gemäßigten Zonen erworben hatte.

Wenn das Weizenforn in der einfachsten Weise gemahlen wird, ist das Ergebnis ein mehr oder weniger feines Pulver, das aber noch grobe Teilchen der Kleie enthält, also der äußeren Umhüllungen des eigentlichen Samens. Das daraus gebadene Brot hat infolgedessen ein gröberes Gewebe und eine dunklere Farbe, auch einen kräftigeren Geschmack. Es ist mit einem Wort das, was man als grobes Brot bezeichnet, und leider hat die Verwechslung der Menschheit bis in die ärmeren Klassen hinein so zugenommen, daß ein solches grobes Brot auch in übertragener Bedeutung als unfein eine Geringschätzung erfährt. Graham wollte nun, um seinen Lehren Eingang zu verschaffen, einen Teil der gegen das grobe Brot erhobenen Einwände entkräften und stellte fest, daß ein von weichem Winterweizen kommendes Mehl, das verhältnismäßig wenig Eiweiß und viel Stärke besitzt, trotz der Erhaltung der nachhaften Kleie eine feinere Beschaffenheit in Aussehen und Geschmack annimmt. Noch jetzt ist das käufliche Grahambrot ärmer an Eiweißstoffen als das gewöhnliche weiche Mehl. Auch andere Leute waren mit dem Auffschwung des feinen Weizenmehls wenig zufrieden, unter ihnen namentlich der große deutsche Chemiker Liebig, dessen Urteile von Graham für seine Kämpfe zugunsten des groben Weizenmehls kräftig ins Feld geführt wurden. Trotzdem ist die weitere Entwicklung dem feineren gebeutelten Mehl günstig gewesen, zumal die Mittel zu seiner Verarbeitung verbessert wurden. Auch trat eine Reihe von Forschern dafür ein, daß die ungünstigere chemische Zusammensetzung des gebeutelten Weizenmehls für die Ernährung reichlich dadurch aufgewogen werde, daß es leichter verdaulich sei und daher vom Körper ausgiebiger verarbeitet werde. Man machte dem groben Brot auch eine Reizung des Darms zum Vorwurf, die freilich von mancher Seite wiederum als nützlich, weil der Verdauung förderlich, bezeichnet wurde. Durch die neueren Maschinen zur Vermahlung des Getreides ist nun die Auscheidung der Kleie in immer vollkommenerem Grad gelungen. Andererseits hat die Landwirtschaft darauf hingearbeitet, dem Mehl durch die Zucht von hartem Weizen einen höheren Eiweißgehalt und außerdem auch einen höheren Ackergehalt zu geben. Es wird in diesem Zusammenhange behauptet, daß es schon jetzt gebeuteltes Weizenmehl gibt, das dem Grahammehl an verdaulichen Eiweißstoffen und an Gesamtwert für die Ernährung überlegen ist.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Jkwolstj.



2♠ (79-98 T)

Schachnachrichten. Heute abend in den „Königssälen“ Generalversammlung der Berl. Arb.-Schachklubs. Tagesordnung: Vorstandswahlen und Vorberatungen über den Wettkampf, der zu Ostern in Wittenberg gegen die vereinigten Leipziger und Chemnitzer Arb.-Schachvereine geplant ist. Morgen, den 26. Jan., Massenwettkampf zwischen dem Köpenicker A. S. K. und den vereinigten Abteilungen S. u. W. des V. A. S. K. Dem Massenwettkampf reiht sich ein Vortrag über „Kampf der Bauern gegen den König“ und ein Simultanispiel an. Lokal: „Lindengarten“, Grünauerstr. 7. Eintritt frei.

Das letzte Heft der „Wiener Schachztg.“ (Organ der internationalen Schachmeister-Vereinigung) verkündet auf S. 373 die Absicht, demnächst eine ausführliche Untersuchung gewisser auf 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6; 4. La4, Sf6; 5. De2! bezugnehmender Varianten speziell „auf Grund der im „Vorwärts“ erschienenen Analysen“ zu veröffentlichen. Dies veranlaßt uns, behufs Vermeidung mißverständlicher Auffassungen, zur nachstehenden, kurz beleuchteten Rekapitulation der wichtigsten theoretischen Grundlagen der zitierten, von uns empfohlenen Spielweise in analytischer Form.

Spanisch: 1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-o6; 3. Lf1-b5. Der allgemeine innere Sinn, d. h. der Kriegsplan dieser mit Recht beliebten Eröffnung besteht im wesentlichen darin, unter dem Drucke der fortwährenden Drohung eines Bauerngewinnes mittels LxS nebst Sx e5 in feindlichen Lager Schwächungen (wie etwa b7-b5 oder g7-g6) und Einengungen (wie z. B. d7-d6) zu provozieren. Die Vorbedingung der Wirksamkeit dieses Kriegsplanes ist nach: 3. a7-a6. 4. Lb5-a4, Sg8-f8 (Gegenangriff auf den B6) die Sicherstellung des eigenen B6, der in diesem Moment also zu decken ist. Denn statt dessen übliche Rochade ist ein von der zitierten Grundidee der Eröffnung insofern abweichender Gambit-zug, als er für den noch zu erobernden B6 schon den B6 preisgibt. Diese Auffassung wäre selbst dann richtig, wenn der nach 5. 0-0, Sx e4! folgende Angriff des Anziehenden theoretisch siegreich wäre. Da aber das letztere bekanntlich nicht der Fall ist, so ist 5. 0-0 nicht einmal eine siegreiche „Abweichung“. Von allen hier möglichen Deckungszügen des B6 hat 5. Dd1-e2! die wenigsten Schattenseiten. Nämlich 5. Sc3 ist zunächst nur eine Scheindeckung im Sinne des Angriffs auf den B6 und zwar wegen 5. Sc3, Lc7; 6. LxS, dxc6; 7. Sx e5, Sx e4! zc. Wollte aber Weiß nach 5. Sc3, Lc7 mittels 6. 0-0 die Grund-Drohung (LxS nebst Sx e5) auf später verschieben, so würde er mit der wichtigen Schattenseite des Zuges Sc3 zu rechnen haben, daß nach 6. . . . b5; 7. Lb3, a6 (droht eventuell Lg4 nebst Sd4) der S den Zug e2-c3 hindert und daß deshalb eine wichtige Angriffsjug des Anziehenden dem Abtausch durch Sc6-a5xb3 ausgelegt ist. — Diese Schattenseite des Springerzuges haffet dem planbaren und sicheren Deckungszuge 5. d3 nicht an, denn auf 5. . . . d6 kann mit 6. c3 das Manöver b7-b5 nebst Sc6-a5xb3 bereitet werden. Nun aber entsteht ein anderer, allerdings schon geringerer Nachteil dadurch, daß das zur Ausbeutung der Einengung d7-d6 nötige Vordringen des weißen Damenbauern nach d4 nur unter dem offensibaren Tempoverluste d2-d3-d4 geschehen würde, z. B. 6. . . . Ld7; 7. Sbd2, Lc7; 8. d4, ed; 9. ed, 0-0 zc. Schwarz kann das überschüssige Tempo mit d6-d5 oder Sd8 nebst f5 zur Befreiung von der Einengung benutzen. Dem von uns empfohlenen Damezuge der Hauptvariante (5. De2!) ist keine der zitierten Schattenseiten vorzuwerfen. Dr. Tarraş ver suchte zwar den Damenzug dadurch zu diskreditieren, daß er angeblich die D. dem Angriffe Sc6-d4 exponiere. Dies ist offenbar unrichtig; denn auf 5. De2!, Sd4? 6. SxS, exd4 7. e5 läme Schwarz in unreparierbaren Nachteil. Später aber wird Sc6-d4 durch den in den Kriegsplan hineingehörenden Zug e2-c3 für immer verhindert.

(Fortsetzung folgt.)